

Fenilleton.

Der Rückgang der Zürcher Mundart in den letzten 50 Jahren.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Sprache von Dr. H. Bruppacher.

Wenn wir hier von der Zürcher Mundart sprechen wollen, so müssen wir gleich die Einschränkung machen, daß nicht die Volkssprache des ganzen Kantons gemeint ist, sondern die Sprache am See, zumal am rechten Ufer und diejenige der Stadt und ihrer Umgebung. Es ist dies dasjenige Gebiet, auf das sich unsere persönlichen Beobachtungen von Jugend auf beziehen; es ist dies auch das Gebiet, auf welchem aus natürlichen Gründen eine raschere Veränderung und Zersetzung der Mundart stattgefunden hat und stattfindet als in abgelegenen Landesstellen. Zeitlich sehen wir die ungefähre Grenze für die reinere Mundart zu Stadt und Land etwa 1850—1860, nachher machen sich zersetzende Einflüsse stärker geltend. Denn wenn auch zu allen Zeiten und überall die Sprache im Fluß begriffen ist und niemals stille steht, so hat die Volkssprache doch kaum je in gleicher Zeit größere Veränderungen erfahren als in den letzten 50 Jahren in der Nähe großer Verkehrszentren.

Und wir stehen noch inmitten dieses Prozesses, der unaufhaltsam weitergeht. Wo finden wir noch die reine alte Mundart? Fast möchte ich sagen, wir werden sie umsonst suchen. Am ehesten! noch bei älteren Leuten auf abgelegenen Weilern und Bauernhöfen, bis unlängst etwa auch noch im Munde alter Stadtbürger oder besser Bürgerinnen. Vielleicht möchte hier jemand an die im

letzten Jahrhundert so erfreulich blühende Dialektliteratur erinnern. Gewiß, sie hat große Verdienste um die Pflege und Erhaltung der Mundart. Aber streng genommen hat kein einziger Dialektdichter, auch Martin Mästeri, Stutz und Corrodi nicht, ganz reine Mundart geschrieben; sie alle haben, ohne Ausnahme, Konzessionen an die Schriftsprache gemacht und, um nicht beeengt zu sein, machen müssen. Ich erinnere hier nur an den Gebrauch des Relativpronomens für das mundartliche *wo*. Vergleiche: „Diejenigen Verba, wo heißen: werden, sein, bleiben, schinen sind *verba substantiva*.“ Alles Schulbuch vom Jahre 1879. Ein noch lebender, guter Kenner des zürcherischen Volkslebens und als Kind des Volkes tüchtiger Handhaber der Volkssprache tut sich irgendwo in der Vorrede zu einer Gedichtsammlung zu gute, nur die reinste Mundart angewendet zu haben (es ist die Sprache des rechten Seesufers gemeint) und doch wandte er für Schwalbe nicht die Form *Schwal* in an, was das allein richtige ist.

Also nirgends mehr Halt und fester Stand im reißenden Strom der Auflösung. Da könnte es anderswo im lieben Schweizerlande (abgesehen von unsern welschen Brüdern, die bald ganz *tabula rasa* gemacht) vielleicht besser stehen. Denn man ist nicht ungestraft die größte Stadt und die größte Handelsstadt der Schweiz. Das alte *Zür iktisch* hat hierfür die Bege reichlich bezahlen müssen.

Doch auch das noch festere und zähere Berndeutsch kann seine Position nur unter Kampf behaupten. Klagt da jüngst eine Bernerzeitung, die sich rühmen darf, seit mehr als zwanzig Jahren für die Erhaltung der berndeutschen Mundart gekämpft zu haben und die sich freut, bis in der letzten Zeit dieser Bestrebung auch die Phi-

logie und die Volkstunde zu Hilfe komme, auch diese Zeitung klagt: „Tritt man in der Stadt Bern oder in einem Berner Stübchen in einen Verkaufsladen oder in eine Wirtschaft, deren Bedienungspersonal irgendwo schon ‚gewesen‘, so trifft man auf ein Gemisch von auswärtigen Dialekten, die alles mögliche sind, nur nicht Berndeutsch. Da hört man u. a. das schauerliche ‚*hei Sie*‘, ‚*wei Sie*‘, das von ‚*händ Sie*‘ und ‚*wänd Sie*‘ abgeleitet, sich überaus lächerlich ausnimmt. Warum nicht ‚*hett Ihr*‘ oder ‚*weit Ihr*‘, wie's guter, echter Bernerbrauch ist und von jeher war! An unserer richtigen, richtigen Bernerprache haben nicht nur wir Berner, sondern unsere liebwerthen Nachbarn Freude. Nehmen wir an den Solothurnern und Baslern ein Vorbild; diese Kantone haben ihren Dialekt noch intakt erhalten.“ Wir fügen, ohne die Richtigkeit der letzten Bemerkung zu erörtern, die Frage hinzu: Wie lange noch?

Doch die Klagen über den Verfall der Mundart sind schon alt. Gerade über die Basler Mundart äußert sich im Jahre 1828 der berühmte Basler Theologe und Dichter R. N. Hagenbach wie folgt:

„Die alte Baslersprache hat sich unter dem Einflusse der Zeit und besonders der Schulbildung sehr geändert und in Ausdrücken sowohl als Beugungen und Wendungen dem Schriftdeutschen sich genähert. Dies hat, fügt er im Jahre 1860 hinzu, unstreitig während einer Generation noch mehr zugenommen. Wie viele Dinge lernen doch unsere Kinder zuerst durch die Bücher kennen und benennen, deren mundartliche Benennung, wenn sie sie später vernehmen, als antiquiert erscheinen muß. So reden jetzt unsere Kinder von *Wienen*, *Schmetterlingen*, *Ameisen*, während wir Ältern von *Immen*, *Summervögeln*, *Umbeisen* sprechen. Viele Aus-

drücke, die noch unsere Eltern und Großeltern gebraucht haben, sind der jetzigen Generation rein unverständlich. Hagenbach fügt noch hinzu: In unseren Kinderlehren behalten die Geislichen grundsätzlich den Dialekt bei, weil sie so eher den Weg zu den Herzen finden mögen. Im Umgang mit Fremden entsteht leicht eine schwerfällige Mischsprache. Nur der Naivität weiblicher Naturen gelingt es auch in solchen Fällen, unbeirrt sich im Baseldeutschen gehen zu lassen.“

So weit Hagenbach. Lehtlin schrieb ein Sachse, der vor 40 Jahren sich in Zürich aufgehalten hatte: „Damals waren in Zürich die ‚Donners-Schwaben‘ noch keineswegs viel gesät vorhanden, auch mit der beiderseitigen Aussprache ging es oft holperig zu, ganz anders wie heutzutage, wo selbst der eingeborne Zürcher ein ganz passables Hochdeutsch verzapft.“

Der Volkswitz hat sich zu allen Zeiten an den Verleugnern der Mundart, gleichsam als Verrätern seiner innersten Eigenart gerächt. Von einem solchen, der aus der Fremde zurückgekehrt, fremde Sprachformen angenommen hat, sagt er spöttisch: er ist *g'west*.

Echt volkstümlich ist jene Anekdote, wonach ein Landeskind, das in der Fremde gewesen war, bei seiner Rückkehr Unkenntnis der heimatlichen Sprache affektierte: „Wie heißt Ihr dieses Gerät?“ fragte er zu einer Hade herantretend; rief aber plötzlich, als ihm zufällig der getretene Stiel ins Gesicht schlug: „*Du verfluecht Hade, häst-mer jeh aueis g'ge!*“ Die Anekdote kommt auch im Kanton Glarus vor (ein Beweis ihres Alters), nur tritt an die Stelle der Hade die „*Dschrugge*.“

Gehen wir nun den Ursachen nach, welche den allmählichen Verfall der Mundart herbeigeführt haben

und herbeiführen, so finden wir, daß es sowohl objektive als subjektive sind. Gegenüber der Schriftsprache, dieser stolzen Königin, ist die Mundart eine Art Aschenbrödel, das dem täglichen Hausgebrauche dient. Man will nicht ungebildet erscheinen und schämt sich der alten Dialektformen und -Wörter.

Wer wollte noch, zumal in der Stadt, in einem Laden einen Schwamm, einen Strahl, eine Spätztruden, ein Fageneßli kaufen wollen? Nein, einen Schwamm, einen Kamm, einen Spüdnapp, ein Taschentuch sogar will man haben. In der Metz verlangt man nicht ein Pfund Halberlungen, sondern Lunge, nicht ein Halbpfund Hammen, sondern 250 Gramm Schinken, nicht drei Pfund Brateis, sondern 1½ Kilo Bratfett. Wer wollte noch Süßer, Feister, Großmüster sagen? Und so in Hundert und tausend Fällen, oft mit charakteristischem Zusatz, z. B. statt Sarg: de Lotebaum, wie men amig g'seid häd. Aber eben: der Amig ist g'storbe. So wird gegenüber der Schriftsprache die Mundart zur lingua rustica oder sordida: eine Erscheinung, die aus ähnlichen Gründen fast bei allen Sprachen und Nationalitäten sich wiederholt.

Der Zug ist unabweislich und wir verstehen ihn. Auch der konsequenteste Liebhaber der Mundart wird gewisse Grenzen anerkennen. Oder wer hätte den Mut gegenwärtig ein vornehmes Fräulein am Morgen zu begrüßen: Gute Tag geb-i Gott, Zumpfer Escheri, händ-er guet g'schlafte? eine Form, die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ja bis gegen 1880 völlig unanständig gewesen.

Zu jener Zeit hat man auch im Kantonsrat fast nur Zürichdeutsch gesprochen, jetzt fängt man sogar auf

dem Lande an in den Gemeindeversammlungen schriftdeutsch zu sprechen.

Ich will hier nicht reden von dem ungemeinen Einfluß, den die Schriftsprache gewinnt durch das gegen früher hundertmal häufigere Lesen von Zeitungen, Büchern, das Anhören von Vorträgen u. a., auch nicht von dem so gesteigerten Verkehr im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, von dem Durcheinander einer flottanten Bevölkerung und dem Einfluß der Fremden, nur von zwei stillen wirkenden Mächten noch einige Worte, von der Kirche und von der Schule.

Wie innig die Predigt seit der Reformation sich der Volkssprache anschmiegt, davon hat der keine Vorstellung, der nicht die alte Predigtliteratur, ich meine unsere alten wadern Zürcherprediger: die Bullinger, L. Lavater, Breitinger, R. Qualther, die Wirz, die Wyß und Ulrich gelesen und studiert hat. Sie waren eben selber echte Kinder des Volkes, die sich nicht in einen Gegensatz zu demselben stellten. Als ein vornehmer Fremder über die Einfachheit und Volkstümlichkeit der Predigten Bullingers (auch in der Aussprache) sich wunderte, wies ihn dieser auf die vielen „Ditterläppchen“ im „Ofley“ (die vielen Frauen im Schiff der Kirche); für die predige er. Nicht umsonst haben sie dem Jbiotikon eine so reiche Ausbeute an köstlichen volkstümlichen Redensarten, Sprichwörtern und Ausdrücken aller Art gewährt, so volkstümlich oft, daß einem jegigen Prediger nicht selten die Haare zu Berge stehen würden, wenn man ihm zumutele, verstockte Sünder „stinkende Reibenafer“ zu nennen oder die Heiligkeit der Päpste mit einem „Scheißhaus“ zu vergleichen. Notabene und das geschah auf den Kanzeln der Stadt noch bis Mitte des 18. Jahrhunderts. Ja, die Alten waren dorb, aber ehrlich.

Noch wichtiger aber als Wortschatz und Wendungen der Prediger war ihre Aussprache. Jedenfalls, je weiter wir zurückgehen, desto mundartlicher gefärbt war dieselbe. Noch ein so bedeutender Kanzelredner, wie Alexander Schweizer, den manche von uns gekannt haben, verleugnete hierin den alten Stadtzürcher nicht. Sicher noch im 17. Jahrhundert und zum Teil noch im 18. könnte es von der Kanzel: „Ich bin der Herr bin Gott, der dich us dem Dienstbus us Egyptenland giferet hat“ und: „Gheiliget werde din Namen, zue uns komme din Rich“.

In dieser Lautgebung lernten die Kinder noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Vaterunser und die heiligen zehn Gebote zu Hause und zum Teil in der Schule. Eine solche Macht war noch die heimische Sprache. Das Volk liebte das an seinen Pfarrern und Lehrern.

Einzelne freilich, die von ihren Studien aus Deutschland zurückkehrten, machten eine Ausnahme und stießen dann an. Als ein solcher bei einem Hausbesuche ein jüngeres Mädchen fragte: „Kannst du beten?“ (mit geschlossenem e), antwortete das Kind verlegen: „Bette hann i scho, aber de Laubsack nanig here.“

Kleine Chronik.

(□ Nov. aus Winterthur.) Am kommenden Sonntag wird in der Winterthurer Kunsthalle eine Separatausstellung des Luzerner Kunstmalers Hans Emmenegger eröffnet werden. Sie soll über 40 Delgemälde des Malers aus verschiedenen Perioden enthalten, also ein recht übersichtliches Bild seines Schaffens geben. Emmenegger ist in Kreisen der Künstler und Kunstfreunde wohl bekannt; hohe Aner-

kennung fand er namentlich im Pariser Salon, und beim Turnus des schweizerischen Kunstvereins ist er ein stets gern gesehener Gast. Es ist daher zu begrüßen, daß Emmenegger uns einmal ein Gesamtbild seines Könnens vorführt. Die Ausstellung in der Winterthurer Kunsthalle darf Anspruch auf Beachtung von Seiten der hiesigen und auswärtigen Kunstfreunde machen.

— r. Am vergangenen Sonntag fand in Appenzell die erste Kostüm- und Dekorationsprobe des Volksschauspiels „Die Schlacht am Stoß“ (verfaßt von G. Baumberger, Musik von Eug. Rutschera) statt und hinterließ bei dem zahlreich erschienenen Publikum einen gewaltigen Eindruck. Die unvergleichlich schönen Dekorationen des Theatermalers Herrn Isler und die historisch getreuen Kostüme geben farbenprächtige Bilder, die in den Massenszenen (etwa 500 Mitwirkende) und in den Tänzen und Reigen, für die Frau Rinke, Ballettmeisterin am Zürcher Stadttheater, verantwortlich zeichnet, ihren Höhepunkt erreichen. Die ersten Aufführungen finden bekanntlich am kommenden Sonntag, dem offiziellen Tag der Säcularfeier, und am Montag statt.

— Genf, 18. Juni. R. In der Genfer Stadtbibliothek ist der Grund zu einer Papyrusammlung gelegt worden, dank einer Schenkung des Prof. Nicole. Er hatte seinen bekannten Papyrus, der ein Fragment der Komödie „Der Bauer“ des athenischen Dichters Menander enthält und der vom „British Museum“ auf 1000 Fr. geschätzt worden ist, unter der Bedingung geschenkt, daß eine gleich große Summe zum Ankauf eines andern Papyrus gezeichnet werde. Diese Bedingung ist nun erfüllt worden.

Der Rückgang der Zürcher Mundart in den letzten 50 Jahren.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Sprache von Dr. H. Bruppacher.

Von Savaters Aussprache auf der Kanzel wissen wir durch Aufzeichnung eines Zuhörers etwas Näheres. Als derselbe auf seiner Reise nach Kopenhagen 1793 in der dortigen deutschen Kirche predigte, machte er gerade durch seinen schweizerischen Akzent auf die norddeutschen Zuhörer einen fesselnden Eindruck. Er predigte über das Gebet, und der spätere Berliner Professor und Schriftsteller Heinrich Steffens berichtet in seiner Lebensbeschreibung, daß das am Schlusse der Schilderung jeder Notlage der Zuhörerschaft wiederholt zugerufen: „bät ed, bät ed!“ ihm und 'andern lebenslänglich unvergeßlich und ergreifend geblieben sei.

Seitdem ist es anders gekommen. Zwar haben bis in die Gegenwart noch viele Geistliche die mundartliche, respektive mittelhochdeutsche Färbung der Diphthonge wie Reich, dein, mein, Haus, stounen, lauter beibehalten, während schon ältere Prediger, wie z. B. Desan Zimmermann, ein so guter Kenner des zürcherischen Kirchenwesens und Volkslebens, zu unserer Verwunderung dain, main, Haus, lauter u. s. w. sprach. Bereits sind Einige bis zu „ewich“ und „Ewigkeit“ fortgeschritten, das reinste Gegenstück zu „ebig“ und „Ewigkeit“ noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wenden wir uns noch speziell zur Schule, die, wenn auch meist unabsichtlich, einen noch größeren Einfluß auf die Auflösung der Mundart ausgeübt hat als

die Kirche. Das Kind soll und muß hochdeutsch, schriftdeutsch lernen, und zwar heutzutage nicht mehr mit halb oder ganz schweizerdeutscher Aussprache, also nicht mehr wie früher: „mein lieber Vatter, deine Mutter hat mir ein Buch geschänkt oder gegeben“ und Ähnliches. Das hat natürlich seine Rückwirkung auf die Lautgebung der Mundart.

So hört man jetzt im Dialekt in und um die Stadt nicht mehr sprechen Aeber, sondern Eber, nicht äben, sondern eben, nicht Ips, Jauner, sondern Gips, Gauner, nicht Trummen, sondern Trummlen, nicht Avikat, sondern Advokat, nicht Ebhen, sondern Epheu, nicht Vaneter, Varmeter, sondern Barometer, Thermometer für Thermer, Clarinett für Claret, nicht Puffert, sondern Püffet, nicht usruenen, sondern ruhen und so in Hundert und tausend Fällen, wodurch ganze große Vreschen in die Mundart gerissen worden sind und werden. Wie lange wird es noch gehen, bis man Bächer spricht statt Bücher? Unsere Elementarlehrer wissen zu erzählen, wie die ABC-Schützen beim ersten Buchstabieren und Aussprechen gerade des Wortes „Buch“, mit Buchen und Heiterkeit sich an den Bauch greifen.

Uebrigens hat die Schule mit der Aussprache ai und au statt ei und ou für altes i und u sich eines großen Veranschaulichungsmittels für die Etymologie der Sprache begeben und die Brücke zwischen Mittel- und Neuhochdeutsch, die der Dialekt noch bildete, vollends abgebrochen. Sie unterscheidet also nicht mehr zwischen Waisen und Weisen, zwischen dem Leib des Menschen und einem Laib Brot, zwischen süßen Feigen und feigen Soldaten, und Sätze wie „er fuhr den Rhein (Rain) hinunter“, „die Weiden sind sehr nützlich für die Land-

wirtschaft“, sind für das Ohr total mißverständlich geworden. Wer sagt mir, ob mit den Tauben die Gehörlosen gemeint sind oder die Vögel? z. B. mit den Tauben muß man schonend umgehen. Die Verwirrung ist schon so weit gediehen, daß man sogar Lehrer in Mundart sprechen hört: Er ist uf de Laim 'gangen.

Einen etwas andern Grund hat es, wenn gute alte Schweizerbürger sich nicht mehr Bume, sondern Baumann, nicht Frime, sondern Freimann, nicht Bächtel, sondern Berchtold, nicht Käplet, sondern Keutbold wollen nennen hören und so in dutzenden von Fällen.

Nach unserer gar nicht maßgebenden Meinung sollte man auch hier die goldene Mittelstraße innehalten und in kein Extrem verfallen. Einerseits sind wir ja nicht dazu da, den Norddeutschen zuliebe eine affektierte, den echten Schweizer anekelnde Aussprache anzunehmen (das verlangen die vernünftigen Deutschen auch selber nicht), andererseits wollen wir allerdings auch nicht eine alttümliche Aussprache restituieren, aber eine gewisse Freiheit auf historischer Grundlage, also nicht Willkür, sollte auch hier herrschen.

So würden wir nicht unsere Kinder eines köstlichen Mittels der sprachlichen Erkenntnis berauben, das zwar den Mundarten z. B. von Bern und der Ostschweiz abgeht, um das uns aber die deutschen Stammesbrüder beneiden. Wie manchmal stolpern nicht sogar die Herausgeber des Grimm'schen Wörterbuches, weil ihnen die Aussprache der Vokale, seltener auch der Konsonanten in Wörtern alemannischer Herkunft ungewiß ist, Fälle, die einem Zürcher, der seiner Aussprache gewiß ist, sofort klar sind.

Wenn wir nun die Verluste überblicken wollen,

welche die Mundart seit ungefähr fünf Jahrzehnten erlitten hat, so fällt es uns schwer zu entscheiden, wo die Einbußen größer sind, auf dem Gebiete des Wortschatzes oder auf dem der Grammatik, der Laute und der Formen. Die letztern, wenn auch quantitativ geringer, greifen eher tiefer in das Wesen der Sprache ein, sind also empfindlicher. Da ist vor allem ein charakteristischer Zug des Alemannischen zu nennen, die Lokalisation des n vor s und f, die mehr und mehr vor der Form der Schriftsprache auf dem Rückzug begriffen ist. Da hört man (in der Stadt durchweg) fünf statt füs, Funst statt Foust, Hanf statt Haus, sumpfig statt süftig, dann Fenster statt Faister, finster statt feister, Zins, zinsen statt Zeis, zeisen, Pfingsten statt Pfeisten, Brunst statt Broust, Großmünster statt Groß-, Fraumüster, Unsilig statt Oustlig, Dunst statt Foust, Wonstetten statt Faustetten, wünschen statt wüschen, häufig auch schon uns, unser statt dus, duser.

Wer spricht jetzt in Stadt und Umgebung noch fürnem, verrüemt, scharpf, Garpfe, schwere für schwören, jamere, ani für ohne, bed, drei, brä, zwe, zwö, zwei, bla, gra für blau, grau, lü für lau, Strau, Lau für Loh, Ege für Egge, Selle für Schwelle, Argwa, Git, gilig, Nech für Neß, Schuß für Schuß, toßen für tosen, rauke für rauchen, Torn für Turm (mit Anlehnung an „Dorn“), Bulchen, G'wülch, Gäuser für Geiser, häuschen (schon bei Fries-Maler) für heischen, Gläus für Geleise, Räuf für Reif, schmäuzen für schmeißen, G'schmäns für Geschmeiß.

Pluralbildungen wie Heirene, Munene fangen an seltener zu werden. Viele fangen an Sohn zu

sprechen statt Su, Selbe statt Säupfe, Schruibe statt Strube, Senfe statt Segeffe, fremd statt frönd. In meiner Jugend hörte ich noch lichtfertig, Erlaubnuß, Feisternuß, Bagnuß, Bifelh, Chlette für Klagen (aus „Chlegten“), Hitz für Hirsch, Bänd für Bühne, Artollerie für Artillerie.

Jetzt kennen die Schulkinder keine Imperi mehr, sondern Simberi, keine Billi oder Beili, sondern Bientli, keine Laubhäuser, sondern Maichäfer, kein Misch, sondern Messing. Das Ambiggi oder Bumbeßgi ist zur Ameise, der Leu zum Löwen, das Helfebel zum Elfenbein geworden.

Alle Flexionsformen sind mehr und mehr verdrängt, namentlich beim Zeitwort, früher: mit en anderen, er locket, machet, schabet, stüret, jetzt mit enand, lockt, macht u. s. w. Starke Präterita wie: fiel, flug, nām, sung, sprung, trunf, zug werden jetzt meist gemieden und umschrieben, sind vielfach ganz vergessen. Auch Arbeit, Hoffert, Bettstest, Baret, orbelt, weselt, muntli, schantli (für mündlich, schändlich), und ähnliche gut mundartliche Formen treten gegenüber den schriftdeutschen mehr und mehr zurück. Die alte Aussprache von Berg, Scher, Stern u. a. hat sich nur noch in Eigennamen erhalten: Baumberger, Schärer. Im Starn e (Wirts-hausnamen) wurde noch um 1840 gesprochen.

Eine Eigentümlichkeit des engern Dialektes vom See und der Stadt, die schon einige Jahrhunderte alt ist, ist die Ausweichung von meist kurzem o in ein-silbigen Wörtern zu meist lang a: Haf für Hof, Lab für Lob, Mas für Mos (Sumpf), hal für hohl, Las für los (höre), g'fla hen für geflohen, na für noch,

Bal für Boll, va für von, dann auch Charherr für Chorherr, Parchille für Empore; ferner Ba-ran für Baron, Millian für Million u. s. w. Auch diese Eigentümlichkeit wird bald vollständig von der Schriftsprache absorbiert sein.

Aufgegeben ward so ziemlich auch die alte Aussprache der Ortsnamen, wie Brägez, Choblez, Chostez, Büli, Seuzi, Burzi, Bänel (Wein-wil), Schleite, Stamme, Eisigle, Glaris, Ramlige, Granobel, Elsiß, Zent, Lu-sane, Bonde, Dräbde, Marsilie, Nüere-berg, Stueggert, Rümärt, Peterhofez (in einem offiziellen Drucke vom Jahre 1863 ist noch Brummenturn zu lesen), aus etwas andern Gründen ist die alte Eselgasse zur Mehrgergasse, der Säuli-märt zum Paradeplatz geworden.

Geschlechtswechsel durch Einfluß der Schriftsprache und zu ihren Gunsten tritt mehr und mehr ein in Wörtern wie Fanen, Fersen, Luft, Last, Milzi, Reichen, Rippi, Schwalm, Zehe, Bit, Ort, Pracht bald werden auch Bank, Egg, Truben u. a. nachfolgen, vereinzelt hört man schon en Ball für e Balle, häufig en Frosch für e Frösch.

Was nun den spezifisch mundartlichen Wortschatz anbelangt, so ist derselbe in unaufhaltamer Abnahme begriffen. Manche Beispiele sind im Bisherigen schon aufgeführt. Als ganz verschwunden möchten wir eine Anzahl Wörter aufführen, die vor einem halben Jahr-hundert noch zu hören waren, so: Chamben für Haarkamm, gräch für fertig, Wäbel für Vollmondi Lächen für Defan, Her für Pfarrer, G'ischwe, für Schwägerin. Schwäher für Schwiegervater ist

wenigstens auf dem Rückzug begriffen, ähnlich Bäst, während Better sich noch länger hält. Wer kennt noch die Redensart: welle Hirte-n-isch es? für wie viel Uhr ist es? Auch G'schrift für Schrift, besonders für heilige Schrift und G'stab für respublica hört man kaum mehr.

Eine Anzahl Ausdrücke, sind mit der Sache, die sie bezeichneten, verschwunden, wie z. B. die Bezeichnungen aus der Hanf- und Flachskultur: Rättschen, Hech-len, Luchen, roßen, Huber, Risten. Bald wird man nicht mehr wissen, was eine Ritere, was eine Trotte war, die Presse ist an ihre Stelle ge-treten, wie die Schere das Rebmesser verdrängt hat, die Traubenmühle den Trubeßßel und den Stoß-zuber. Dann manche Ausdrücke der Kleibertracht wie Lender, Büffel, Schopen, Böh, Ra-ttlinli, Spenser. Der zwischene Schulafer mit dem gemalten Hirsch darauf, den wir noch getragen, er ist dem modernen Thef oder der Mappe gewichen, und doch wie lange hat er das Feld behauptet! Schon auf Zürcherischen Zeichnungen um 1500 finden wir ihn.

Es gehören hieher auch eine ganze Anzahl uralte Ausdrücke aus der Waldwirtschaft, wie sie z. B. in Bollikon bis in die neueste Zeit gebräuchlich waren, nun aber einem neuen Betriebe zum Opfer gefallen sind.

Kleine Chronik.

— Mü n ch e n. Premieren im Juni sind noch immer totgeborene Kinder gewesen. Auch das fünfsaktige Märchendrama „Gevatter Tod“ von Eberhard König, das im Residenztheater am 18. Juni bei An-wesenheit des Autors freundlichen Erfolg hatte, macht von dieser bewährten Regel keine Ausnahme. Es ist

kindlich, banal, opernhast, schal; doch kann immerhin als Entschuldigung gelten, daß es ein Erstlingswerk ist und daß der Wille des Dichters gut und sein Streben ernst war. Die Aufführung machte aus dem Stück, was überhaupt daraus zu machen war.

Bei H e i n e m a n n sind gegenwärtig — zum Zwecke einer etwas verspäteten, aber darum wohl nicht weniger gutgemeinten Geburtstagsfeier — mehr als 80 Bilder und Studien Franz Defreggers ausgestellt. Die Perle der Sammlung ist jedenfalls das prächtige „Grüß Gott“ (Prosit!) aus dem Jahre 1885, ein in seiner Art klassisches Bild. Eine Überraschung dürften für viele die köstlichen, hier wohl zum erstenmale ge-zeigten Familienporträts aus den 1870er und 80er Jahren sein. Hervorragende Arbeiten finden sich endlich auch unter den zahlreichen Studien. R. B.

— T h e a t e r c h r o n i k. In Pest wurde letzter Tage das vieraktige Schauspiel „Die Audienz“ des in Berlin lebenden Schriftstellers Eugen Kovács, eines geborenen Ungarn, durch das Personal des dort gastie-renden Deutschen Theaters in Berlin aus der Taufe gehoben; Publikum und Kritik bereiteten dem Werk eine recht beifällige Aufnahme. — E d m u n d R o -s t a n d vollendete eine vieraktige Komödie, „Chante-clair“, die im Herbst mit Coquelin in der Hauptrolle zum erstenmale in Szene gehen soll. — In G ö r l i c h wurde vor einigen Tagen an dem Hause, in dem Gustav von Moser seine letzten Bühnenwerke vollendete, eine Gedenktafel angebracht. — Das preussische Ober-verwaltungsgericht hat die polizeiliche Verfügung, welche die Aufführung von Oskar Blumenthals bedeutungslosem Drama „Der tote Löwe“ verboten hatte, außer Kraft gesetzt. Das Stück, das übrigens schon sehr tot ist, darf also künftig auch in Preußen aufgeführt werden.

Der Rückgang der Zürcher Mundart in den letzten 50 Jahren.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Sprache von Dr. H. Bruppacher.

So natürlich auch die technischen Termini der verschiedenen Handwerke und Gewerbe, insofern sie durch die neuen Maschinen und ihre Industrie verdrängt sind: verschwunden sind das Himmelgebett, der Schreiner oder vielmehr Tischmacher macht keine Almäri, keine Stabellen und Sidelen, keine Chuchischäpli mehr. Keine „Sesseltträger“ tragen mehr in der Stadt die alten Herrschaften in der Vitriere zum Rathaus oder zu und aus dem Konzert. Wer weiß mehr, was das ist: en Rodz' Gere schnide, eme Schueh en Hüeberlig uffsehe, en Wägisse gerbe? Während der Grosätti den Spiegel aufsehte, um in der Brattik zu lesen, greift jetzt wohl der „Papa“ nach dem „Zwicker“, wenn er den „Tagesanzeiger“ lesen will. Auch die Wenlein fliegen nicht mehr nach den aus Stroh geflochtenen „Imbebechern“, sondern in die hölzernen Kästen. Jetzt ergeht man nicht mehr 's Leid, man kondoliert.

Seit wann sind die Zumpfern zu Fräulein geworden? Erkundigungen haben ergeben, daß für die Stadt Zürich etwa das Jahr 1850 als Anfangstermin für diese Neuerung anzusehen ist; aber nur sehr allmählich drang sie durch, auf dem Lande noch jetzt nicht ganz. Ein gedruckter Examenplan der Stadt Zürich vom Jahr 1863 bietet durchaus noch „Zumpfer“ für die Lehrerinnen. Den direkten Import dieses Wortes aus

Deutschland beweist auch die seltsame Aussprache „Fräulein“ statt „Fräuli“, allerdings begünstigt durch die Schulaussprache der Diminutiva auf -lein, statt -lein.

Bei dieser Gelegenheit sei noch die von jeher übliche Schulaussprache von Greis, Feier und Geier (Graiz, Vaier, Gaier) als auffallend erwähnt. Warum nicht Greis, Geier, Feier, da doch Gris, Lire, Wir zugrunde liegen?

Umgekehrt wurde feig und Feigheit, Feigling immer so gesprochen statt des richtigen faig, Faigheit, wie wenn das Wort etwas mit der Frucht der Feigen zu tun hätte. Die Antwort liegt darin, daß der Volkssprache das alte feig, Gris und Wir längst verschwunden war. Das gleiche gilt für Raupe aus Rupe und Raute aus Rute, wels letzteres jedoch volkstümlicher war. Die Vermittler der Schulaussprache waren aber die Lehrer. Nun vergesse man nicht, daß seit circa 1830 am Seminar und andern höhern Lehranstalten als Lehrer der deutschen Sprache öfter Deutsche statt Schweizern angestellt wurden, die kein Verständnis für die Mundart hatten.

Seitdem die Schmid-, die Schuh-, die Müller- und Bedenknechte (knight bedeutet im Englischen jetzt noch einen Ritter), die Schlosser-, Schneider-, Küfer- und andern Gesellen zu Arbeitern, Gehülften, ja zu „Genossen“ geworden sind, seitdem gibt es keine auch Haarschneider mehr, sondern Coiffeurs, keine Behälter, sondern Tierärzte, keine Gassenb'scher, sondern Pflasterer, keine Zimmermannen, sondern Zimmerleute, keine Thürfinger, sondern Kürschner, keine Dreher, sondern Drechsler, keine Steinmehnen, sondern Steinhauer u. s. w. Natürlich ist jetzt der Säckelmeister (die Deutschen

sagen „Schakmeister“) zum Quästor oder Gemeindegutsverwalter oder Kassier geworden; der Fürhauptmeister nun Chef der Feuerwehr, Vogt sagt man nicht mehr gern, sondern Vormund, der Schulmeister hat schon lange dem Lehrer Platz gemacht.

Käme man in eine Musikalienhandlung und würde ein Planet, eine Musiktrude verlangen, man würde verwundert etwa als ein Hinterwäldler angeschaut, ähnlich wenn eine Hausfrau in einem Laden Stoff zu einer Bettziech, zu einem Hauptlauber, zu Zwählenen verlangte. Verlange im Laden oder auf dem Markte ein Nagelnäpperli statt eines Bohrers, Stefzen, Ringgen statt Schnallen, so wirst du bald nicht mehr verstanden, und entschieden für gebildet wirst du gehalten werden, wenn du in Laden oder Wirtschaft nicht Anken, sondern Butter; nicht Herböpfel, sondern Kartoffeln; nicht Böllen, sondern Zwiebeln; nicht Binätsch, sondern Spinat; nicht Welschhorn, sondern Mais; nicht Chängelwurst, sondern Schinkenwurst, nicht Mues, sondern Brei; nicht Brüh, sondern Causse; nicht den Wäckerlig, sondern die größte Blutwurst verlangst.

Hüte dich auch, so altväterische Wörter zu brauchen wie etwa chiben, balgen, bschellen für schelten, zügen für schmalzen, schmöcken für riechen, Gschmack für Geruch, hön für erzürnt, feiß für fett, grusam oder schüli für sehr, Blast für Gewitter, Wulch für Wolke, Bluest für Blüte, oder gar Wüher für Spizmaus, oder noch empörender b'schissen für beschmugt, Hüßli für Abtritt Sage auch lieber Ramin als Chämi, Koffer als Gufere

Auch bei Benennungen von Körperteilen sage doch nicht mehr Achsele, Hirni, Rippi, Chini, Milzi, Lungge, Chisel, Nisi; es sind ja dafür sehr schöne, schriftdeutsche Ausdrücke und Formen zur Hand, auch bei Krankheiten sage lieber Schnupfen als Pfnüfel, Huesten als Buesten, Rheumatismus als G'sücht, lieber Typhus als Nervenfieber, lieber Lungenschwindsucht als Schwinsucht oder Usserig. Vermeide zu sagen alliwil oder eißig, schöner ist das schriftdeutsche „immer“.

Wie lange behauptet sich noch in der Kinderphantasie der alte unschuldige Aberglaube vom Bölima, vom Haggema, vom Schrätteli, die poetischen Gestalten des Trubehanselis und der Herdmanulenen (Zwerglein)? Verschwunden sind am Sechsiläuten die Mareteli mit ihrem Frühlingsgruß: 's Sechsiläuten und das ist da, es gruenet alles i Laub und Gras! die Chlungere zur Zeit des Wintersolstitiums, vielerorts auch der liebe alte Samichlaus mit seinem Pleggen am Silvesterabend; seine Rolle hat das früher nicht bekannte Christkind übernommen; Weihnachts hatte früher um so stärkere Bedeutung als religiös-christliches Fest. Gut, daß ein Schönenberger uns noch die Mezgeten und den Heuet echt mundartlich und volkstümlich geschildert hat.

Auch die Fremdwörter pflegte sonst die Mundart in ihren Brunnen zu tauchen und sich mundgerecht zu machen, was die moderne Sprache nicht mehr vermag oder über sich bringt. Aus avertir macht sie avertieren im Sinne von anpreisen durch Anlesung an wert, aus demolieren, demolir macht sie tümmelieren mit der Vorstellung des Getümmels, Lärms,

offerieren lehnt sie an offen an, aus dem Detektiv macht sie einen Verbedten, aus dem Pavillon ein Babilon, aus der Zisterne einen Sigfernen, aus der Souffise ein Tollisen, aus der Devise ein Lemiseli, aus dem Commis einen komisch gefärbten Gummi, décompte wird zu Thesunte u. s. w.

Auch die bloß mundartliche Aussprache der Fremdwörter geht als ungebildet verloren, so Avikat, Apitegger, Inschendr, Pumperdier statt Bombardier, Argitant aus Adjutant, Guminör für Camionneur, Regrut, Stilet aus Skelet, Runträri, brotal, affrüntisch, strupiert und viele andere.

Nicht unserer Mundart angehörig, sondern aus der Fremde, wohl aus Schwaben gekommen sind einige Wörter wie „Obacht“, „Abort“, auch einige schwäbische Flüche. Das schöne, echt mundartliche: nu inel ist bald verdrängt durch herein! oder gar entrez! nicht zu reden von Grußformeln wie adieu! salut!, sogar aufkommen dem addio!

Eine gewisse Vornehmerei blickt nicht nur daraus hervor, daß man dem Bauer nicht den alten christlichen Namen Pur, sondern das nichtmundartliche Landwirt beilegt, oder wenn der Wegknecht ein Straßenwärter, die Kappen- oder Gutmacherin eine Modiste oder Putzmakerin sein will, sondern auch wenn in öffentlichen amtlichen Blättern der Holzschopf an den Holzschuppen, der Lumpensammler an den Habernsammler vertauscht wird. Diese Art Prädikate kennt die echte Volkssprache nicht und der Volkswitz gibt ihr gelegentlich eine wuchtige Ohrfeige. Der Bauer, der den Pfarrer „um den heiligen Tauf für seinen Erst-

geborenen bittet“ (so lautet die alte Form) berichtet demselben voller Freude, es sei ein Brachtskerli und habe Ohren wie Chabisblätter, was eigentlich nur bei Kälbern gesagt wird. Ja, der Bauernjunge, den man angewiesen, dem Besuche aus der Stadt gegenüber nicht so grobe und ordinäre Ausdrücke zu brauchen, antwortet dem Herrn, der fragt, was auch das lange Ding da hinten bei den Rühen sei, schelmisch: das ist de Chuefäbblitel, sit venia verbo.

Was wir vorgeführt haben, ist nur ein kleiner Teil des Ganzen, aber es genügt, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß die Mundart im letzten Halbjahrhundert, besonders in den letzten zwei Jahrzehnten, gewaltige Einbußen erlitten hat, und dieser Auflösungsprozeß wird unaufhaltsam weiter gehen.

Sollen wir etwa Vereine bilden, um ihn aufzuhalten? Es würde nicht viel nützen, denn die große Masse gibt hier den Ausschlag, nicht einzelne. Was soll denn den Freund des Dialektes noch trösten? Wir antworten: Verschiedenes.

Erstens wird es noch manche Jahrhunderte gehen, bis die Mundart aus ihrem letzten Schlupfwinkel (der Familie) vertrieben sein wird; wir glauben, sie wird es nie ganz werden. Wir sprechen also unser Züribütsch noch gemüthlich weiter, und freuen uns auch unserer Dialektschriftsteller, deren Schriften noch in ferner Zukunft eine Schatzkammer für die Mundart sein werden. Aber könnte nicht ein allmähliches Annehmen der Schriftsprache unsere politische Selbständigkeit gefährden? Wir glauben, alles wohl erwogen, dies ebenso wenig, als daß unsre Antipoden, die Holländer ihre selbständige, eigene Sprache vor einer allfälligen Annexion schützen würde.

Ober ist etwa der Verlust der Mundart auch ein moralischer Verlust? Wir haben gesehen und betonen es hier nochmals, daß der Hauptfaktor beim Zerbröckeln der Volkssprache allerdings nicht in jenen objektiven Mächten des modernen Lebens liegt, sondern in einer Art Mangel an Mut des einzelnen, die Sprache seiner Väter jenen Mächten gegenüber zu behaupten und aufrecht zu halten. Diese falsche Scham verstehen wir und können sie auch zum Teil entschuldigen. Aber ethisch ist hier gewiß keine Gefahr. Was hat überhaupt die Sprache als solche mit der Wahrheit, mit der Logik zu tun? Zwei mal vier ist neun, oder: es gibt keinen Gott, ist sprachlich ebenso richtig wie das Gegenteil. Wenn wir die französische Sprache annähmen, wir könnten unsere Gedanken ebenso gut ausdrücken wie deutsch. Aber freilich, dann wären wir keine Züripieten mehr, wir hätten unsre Eigenart verloren, wie etwa das Wehntaler Meitli, wenn es seine Tracht abgelegt.

Die Sprache ist aber viel mehr als die Tracht, sie ist sozusagen die Volksseele und repräsentiert das Gemüth, das Fühlen und Empfinden, die Aesthetik, den Witz und Humor des Volkes. Wir müßten also den Verlust der Mundart einen recht großen, in seiner Art unersetzlichen nennen. Uebertrage Hebel's alemannische Gedichte ins eleganteste Schriftdeutsch, der Duft, das Heimelige, der Erdgeschmack ist verloren.

Jeremias Gotthelf hat wohl gewußt, warum er in seinen besten Schriften sein VERNERVOLK im ZÜRIBÜTSCH schilderte und auch die feinfühligsten Griechen, sie haben zur Darstellung des Volkslebens, für das Idyll, den Dialekt gewählt.

Die Mundart ist aber auch das einigende Band eines Volksstammes; wohl uns, daß bei uns immer noch

Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet die Mundart spricht. In Deutschland scheint es anders zu sein. „Wie einst im deutschen Mittelalter, sagt Heinrich Thiersch schon vor ca. 60 Jahren, so spricht in Rußland der Kaiser und der ärmste Bauer einen und denselben Dialekt. In Deutschland aber ist heutzutage die Weise zu denken und sich auszudrücken und die ganze geistige Atmosphäre, in der sie sich bewegen, für die Vornehmen und für die Geringen so verschieden, wie wenn sie Menschen verschiedener Jahrtausende oder Bewohner getrennter Welttheile wären.“ Ist es seitdem besser geworden?

Pflegen wir Schweizer beides, die Schriftsprache und den Dialekt, lehren möglichst rein, für den Hausgebrauch. Schieben wir die Schuld am Verfall nicht auf die junge Generation, denn wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Seien wir vielmehr stolz auf die angekammte Mundart, sie hat einen alten Adel und birgt größere Schätze, als wir ahnen.

Hat etwa die Literatursprache Ursache, auf die Dialekte herabzusehen? Hat sie nicht vielmehr zeitlich und räumlich sich aus den letztern aufgebaut? Ist die Schriftsprache einem umfangreichen, sorgfältig gepflegten Herrngarten zu vergleichen, glänzend durch die Geisteswerke großer Schriftsteller, so findet neben ihr der wildwuchernde, von keiner Schere, von keinen Sägen der Grammatiker beschnittene Bauerngarten der Mundart sein Plätzchen, wo die Natur frei und ungehemmt wächst und waltet, ein Objekt für die Sprachforschung und die Volkskunde, wie es die Literatursprache nicht bietet.

So, jeh heit i guet g'redt. I sage nüd witer, als: Guet Nacht gäb-i Gott lebed wohl und zürneb nüd!

#Brunner

Nicht aufgenommen